

ferdinand schmatz

Bausteine des Wandels.

**Zum zeitlichen Verlauf, Auftauchen und Verschwinden der
Metapher in meinen Texten.**

Der Einfall - der Gedanke, das Wort oder das Bild, der Satz, weitere Bilder, weitere Wörter, hervortretende und als Gedicht haften bleibende Worte. Es ist schwierig in diesem Komplex des Ganzen, und als solchen sehe ich den dichterischen Prozess, ruhend und beweglich zugleich, Einzelteile zu isolieren und darzustellen. Dieses Ganze verstehe ich als in verschiedenen Formen oder Figuren auftretenden Teil seiner selbst, in denen sich Präsenz und Repräsentation ineinanderschoben.

Diese Formen und Figuren können Bilder sein wie Wörter, sprachlos, sprachlich, mit bildlich-sprachlichen Anteilen oder sprachlich-bildlichen. Ich möchte heute bei den sprachlichen bleiben, da Überlegungen zur Metapher solche nach den bildlichen Anteilen wesentlich mit einschließen: Dem Wort den Anstoß überlassen! Und: Im Satz dichten! Das wären Voraussetzungen meines dichterischen Arbeitens, die dieses Ganze durch ihr Ineinandergreifen verwirklichen helfen. Was den Satz anbelangt, sei er ein Vers, sei er ein Teilsatz, elliptisch oder sonstwie syntaktisch-grammatikalisch gebrochen - seine Kraft ist prädikativ. Selbst das allein auftretende Wort, das durchaus den „Anstoß zur Idee“ geben und sein „eigenes semantisches Gewicht“ behaupten kann - es bewegt sich im Muster des Satzdenkens auf andere Wörter hin oder es bildet zum Beispiel in Form des Imperativs, der Frage, des Ausrufs, des Anrufs, kleinste Satzeinheiten.

Was in dieser Satz-Dynamik durch Ordnung stiftende oder Ordnung auflösende Kräfte der poetischen Setzung hervortritt und präsent wird, aber auch wieder verschwinden kann, sollte sich dennoch als bleibend Veränderbares, nicht nur Repräsentatives erweisen - da das Dichten die herkömmlich starre Polarität von Form und Inhalt mehr als einer Infragestellung unterzieht.

Welche Rolle spielen also in diesem syntaktisch-semantisch aufgebauten Komplex die darin agierenden, wie im Schachspiel oder im Erdäpfelsack durch die dichterische Entscheidung bewegten oder durcheinandergeschüttelten Figuren - die rhetorischen, grammatikalischen, syntaktischen, die Metapher, das Sprichwort, die Redewendung? Und ich gestehe, ich weiß nicht genau, was diese Figuren, abgesehen von ihrer rhetorischen Definition, in meinen Gedichten im Einzelnen leisten, weiß aber von ihrer Sinn stiftenden Rolle für das Ganze in ihrem Aufeinanderprallen, Zusammenspiel und Auseinandertreiben.

Kehren wir zur Ausgliederung des Teils aus dem Ganzen zurück, also zur Frage, ob ich einzelne Figuren in meinen Gedichten isolieren und darstellen kann. Trifft doch auf sie das Paradox, das Kafka auf die Metapher hin formulierte, zu: Die

Unmöglichkeit alles zu sagen und die Unmöglichkeit nicht alles zu sagen. Und das gleichzeitig, also im Aufmarsch der ganzen unmilitärisch dahertaumelnden Parade von Gedanke, Wort, Bild und deren Figuren - füge ich hinzu.

Die Metapher stolziert, flaniert oder stolpert darin auf ihre Weise herum wie das Sprichwort oder der Vergleich oder das Anagramm. Sie kann unter grammatikalisch-syntaktischen Gesichtspunkten eindeutig und unter semantischen mehrdeutig daherkommen. Aber an jenem Ort, wo sich die Aussage formiert, sind alle diese Figuren präsent und abwesend zugleich: Da immer nur eine von ihnen aufleuchtend, aufblitzend regiert, sozusagen die Trommel schlägt, bis die andere Figur auftaucht, die Oberhand gewinnt und ihren Platz einnimmt, um ihn geneigt oder störrisch der folgenden dazutretenden Figur zu überlassen.

Der Autor wie der Leser nimmt sie wie einen Gegenstand wahr, den er in seinen Empfindungen zu beweglichen Objekten transformiert: Von der Wahrnehmung und Setzung des Wortes draußen in das Empfinden und Bewusstsein desselben durch Übertragung drinnen, als eine ganze Figur in der Zeit des Alles und Nicht-Alles in einem Moment: Drinnen ist Draußen und umgekehrt.

Dieser Moment lässt sich aufspalten: in den der Buchstäblichkeit, der unmittelbaren Anschaulichkeit, die aber nicht nur das Dastehende an die Hand der buchstäblichen Aussage, gar der Wahrheit nimmt, sondern auch auf das Material an sich, auf die Buchstaben blickt. Und in einen Moment der vermittelten Bildlichkeit, die vom Buchstäblich-Nehmen ausgehend auf dem Weg der Transformation dieses Buchstäbliche in andere Felder projiziert, überträgt und verlagert. Und so das Ausgangsmaterial rück- wie vorwärtswirkend anders zu verstehen lernt - obwohl, wortwörtlich, manchmal das Gleiche gesagt wird.

Im Hinblick auf die Wirkung des Formulierten oder Ausgedrückten schließen sich Buchstäblichkeit und Übertragung zu einem Komplex zusammen, in dem die jeweiligen Stadien zwar erahnt, aber - in der Zeit ihrer Rezeption! - nur zusammengesetzt erlebt werden können. Da diese selber drängen, sich zusammenzusetzen, in wilder dichterischer Form oder in ruhiger zu einer sich erst einstellenden Botschaft, die jedoch nicht beliebig sich selbst erzeugt, sondern in der Wahl und in der Behandlung der Figuren angelegt ist. Falls dies gelingt - dann in rhythmisierter Windeseile, aber mit der Bedachtsamkeit, die der dichterischen Arbeit, mit all ihren Manipulationen an der selbständigen Sprachbewegung, eigen ist - ja: „Der fliegende Pfeil ruht.“

Es hat was mit Tragen und Getragen-Werden oder Tragen-Lassen zu tun, und also mit einem Bild oder Wort, das als jener oben erwähnte Gegenstand erfahren wird. Gehe ich zum Beispiel vom „ei“ aus, so bin ich buchstäblich nicht in der Lage, von der Buchstabensilbe aus „e“ und „i“ abzusehen, um von dieser sofort zu der klanglichen Wirkung zu gelangen, die für mich, wiederum pfeilschnell, zu anderen, ähnlichen, sagen wir, sich reimen lassenden führt. Auch wenn diese kalauernd daherkommen, so rühren sie aus dem Feld her, in dem sich das Ei der Wirklichkeit an meinem Ei als „ei“, kleingeschrieben, da erdichtet, reibt und sich daraus herausbildet, gleichsam gelegt wird, obwohl es immer schon gelegt worden ist. Ich bemerke, dass ich fast nur in Metaphern spreche. Auch wenn es

sich um erblasste oder tote handeln sollte und das Wort „herrühren“ mich verführt, nicht nur an das Ei zu denken, sondern an die Bedeutung und Handlung der sprachlichen Wendung zugleich: dass also ein Ei gerührt werden kann und, auf einer weiteren Ebene, wie rührend das als Erkenntnis sein könnte, oder auch nicht. Was aber rührt und wo es herrührt, das ist Aufgabe oder Lust des Gedichts. Wie es zusammengerührt wird, das ist gegeben: „e“ plus „i“ ergibt „ei“. Das Bild von diesem perfekten Körper, das aber in meiner Vorstellung eine Delle hat, setzt ein. Die Delle hat mit der Gleichzeitigkeit zu tun, in der ich an das Ei und den Hühnerstall und an den Kamm des Hahns denke. So kommt auch „rot“ ins Spiel, ich möchte den Hahn auf das Dach setzen, so brennt es in mir und versetzt dem Bild mit der idealen Schale einen Schlag. Aber schon lenkt mich was weiter, das wortwörtliche „ei“ als Aufforderung oder Ausruf zu verstehen, der so etwas wie „Das ist fein!“ oder „Ach wie lieb!“ konnotiert, und somit ein ganz anderes Feld eröffnet, dem nachzuforschen es sich lohnen könnte.

Im Augenblick der Verwirklichung meiner Absicht, mit bereitgestellten Wort-Mitteln, ein Gedicht über das Ei zu verfassen, gelangt eben auch ein Ensemble von sich einstellenden Wörtern aus dem Knoten im Gehirn oder den Speichern des Gedächtnisses in das Spiel, das Erfahrungen umfasst, die in der üblichen Sprachhandhabung nicht ausdrückbar erscheinen, aber in der dichterischen Komplexität, in der sie auftreten, sich als Wort-Bild, als Metapher-Metamorphose auszustellen drängen.

Aber um der Metapher im Kontext, in dem sie aufwachsen und verblühen soll, das, was ihr Davidson abspricht, nämlich kognitive Substanz zu verschaffen, genügen dazu meine zugepielten Gehalte, um kognitive Verwandlung zu bewirken? Für Davidson heißt ja metaphorisch sprechen eine Unterhaltung unterbrechen – durch Grimassen schneiden oder eine Fotografie herzeigen oder eine Ohrfeige austeilen. Kurz, etwas im besten Fall Ikonisches einstreuen, das Verstehen durch die Anschauung der vollzogenen Handlung erreicht. Wie aber könnten Wörter in der Form der Ohrfeige oder der Grimasse auf spezielle Art der Entstellung oder Umstellung auftreten und ihre Bedeutung durch die Praxis der dichterischen Rezeption erlangen: Vielleicht wenn das Unvertraute wortwörtlich und das Vertraute bildlich-übertragen zu nehmen wäre und derart alles miteinander sich verwandelnde Gestalt erfahren würde. Nämlich: Rückwirkend durch das Buchstäblich-Nehmen des Unvertrauten. Und vorwärts wirkend durch das Übertragen-Nehmen des Vertrauten – also im gegenseitigen Wechselspiel von Ausstrahlung und Verkettung zugleich.

So versuche ich ja im Fall der Ausstrahlung, dass der zugrundeliegende Vergleichsbereich in mehrere analoge Bereiche projiziert wird und dass im Fall der Verkettung auf vorgängige Bedeutungs-Veränderungen aufgebaut wird, was zur Verwandlung des ersten Gedankens oder Einfalls bis hin zum Gedicht führt. Ich darf es mit Goodman so sagen: „Eine Metapher ist eine Affäre zwischen einem Prädikat mit Vergangenheit und einem Gegenstand, der sich unter Protest hingibt.“

Das mit dem Gegenstand trifft nicht nur auf das Ei und auf das Meer zu, auch auf den Gedanken, der sich „protestierend“ materialisiert. Das bildlich-wörtliche Bindeglied, das Prädikat

der Transformation vom Ei zum Meer gibt das Schäumen ab. Dieses will „mehr“ als nur „ei“ sein, im Tätigsein zwischen dem vergehenden Wort-Bild und dem einsetzenden Bild-Wort. Ein Tätigsein, das der Gedanke des Einfalls war und der nun nach einem neuen tastet, sucht. In dem auch ein „danke“ steckt, das ein „bitte“ mitdenkt, aber sich als „bitter“ hinzugeben hat. Buchstäblich auf das weite Meer hinausrufend schallt es von dort zurück, als gebrochene Schale, die sich aus dem „l“-Verlust des Schalls generiert, so wie das „w“ sich zum „s“ wandelt und sich unter Protest der Welle ein zweites „e“ sucht, damit die Seele beruhigt blicken kann, auf das, was ihr der Gedanke eingehandelt hat, nämlich sich selbst als Seelenwelle, im Aufbäumen der ganzen Natur, die ja im Meer steckt, also immer mehr ist als das Wort allein:

der gedanke, eingeräumt er sei ein ei, gedrungen ist er ein sitz, gut in schale, im schock zeigt er sich dellig statt rund, sonst wellig, das liniert sich selbst bitter was ab - welle und ei, das rinnt sich ans meer, wo er, der gedanke, im faden hängt als mehr, ist er der laden aus den buchstaben, an stelle der delle formend die seelenwelle, stele oder doch nur ein rundes, ei da schau, am meer ruft etwas hervor sich, bereit, was zu werden im gekröse, schäumt es, bäumt und schon steigt es, als wort auf die bremsen des bildes, schämt sich, seines gedankens, errötet und rankt sich, ein e schwankt hoch, bis es sich fügt mit i und bricht, geworfen ins wasser, als schale schwimmt es, setzt es gut auf das segel, ist das sein oder ihr über den fluten stützendes, hegt es und fädelt sich um uns zum schützenden dach, donnert, nein, dottert es, drauf oder sei's drum, geht es ab, legt es sich aus, im raum, eingedacht ins rund die ecken, sie lösen sich auf geräumt um, in schale geht werfend was aus, raus kommt er als gockel, der hahn, verlangend nach stoff, zwischen den wänden hervor, luft oder tor oder schon ausgelegt mit dem weiß, ist es des eises, wer weiß: beim brechen der schale im bildnis vom ei schon wirklich wird wahrlich und werklich ganz sichtlich, du kriechst und legst dich trotz helle darnieder, dass brandet der schaum über die haut durch an der stelle zur seele, ei, solch einer welle!

Und das alles, ist das zu begreifen, und ich sage, ja, das ist, lass es nur reifen, ja, sage ich, es ist, sage ja, ja, ja!